

Regine Gildemeister, Günther Robert und Sonja Teupen

Interaktion und Institution: Doing Gender in Arbeit, Familie und Organisation

**kultur- und
sozialwissenschaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	III
1 Einleitung.....	4
1.1 Differenzen und Differenzierungen.....	4
1.2 Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit	9
1.3 Der Mechanismus der Naturalisierung.....	10
1.4 Begriffliche Klärungen	12
1.5 Wie geht es weiter?	17
2 „Doing Gender while choosing a career“: Geschlechterdifferenzierungen in Berufsfindung und Ausbildung.....	20
2.1 Arbeitsmarkt und Arbeitsteilung	20
2.2 Berufsberatung und Berufswahl.....	28
2.3 Hochschule und Studienwahl.....	36
2.4 Berufs- und Studienwahl als institutionell eingebettete Prozesse	47
3 „Doing gender while doing work“: Geschlechterdifferenzierungen in Organisationen der Erwerbsarbeit	56
3.1 Hat Arbeit ein Geschlecht?	56
3.2 Institution und Organisation	60
3.3 Organisation und Interaktion	67
4 „Doing gender while doing family“: Geschlechterdifferenzierungen zwischen Familie und Erwerbsarbeit	94
4.1 Partnerschaft und Familie als Institutionen.....	94
4.2 Geschlechterdifferenzierende Interaktionen	97
4.3 Differenzierungen	109
5 Schluss.....	135
6 Literaturverzeichnis.....	138

1 Einleitung

1.1 Differenzen und Differenzierungen

Wenige Unterscheidungen treffen wir im alltäglichen Leben mit solcher Selbstverständlichkeit wie diejenige der Feststellung eines Geschlechts. Da die Geschlechterdifferenz sichtbar ist, sich „auf den ersten Blick“ körperlich manifestiert, liegt es nahe, sie auch als eine solche, eben körperliche, zu verstehen. Doch genau dagegen wird seit langem aus wissenschaftlicher wie auch aus politischer Perspektive Einspruch erhoben. Wenn überhaupt von einem Unterschied gesprochen werden könne, so eine frühe These, sei dieser nur klein, habe aber unverhältnismäßige Folgen. Die Kategorie Geschlecht strahlt so gesehen aus; sie liegt weitreichenden sozialen Differenzierungen zugrunde bzw. wird durch diese selbst erst bestimmt.

Eine solche These wechselt die Betrachtungsweise der Bedeutung von Geschlecht recht grundsätzlich und zwingt so zum Nach- wie zum Umdenken. Darüber etwa, wie scheinbar offensichtliche körperliche Unterschiede sozial behandelt werden. Vielleicht sogar, wie sie weitestgehend erst sozial hergestellt, konstruiert werden? Mit solchen Fragen wird eine Perspektive angesprochen, die weite Teile dieses Kurses als dessen analytische Systematik bestimmt. Und da diese Perspektive gerade im Hinblick auf das Geschlecht oftmals unvertraut ist, illustrieren wir sie zunächst und mit Absicht in Beschreibungen anderer Gegenstände. Auch hier finden wir ähnliche Phänomene sozialer Differenzierung und Konstruktion. Auch hier lässt sich zeigen, wie etwa körperliche Merkmale erst in sozialen Prozessen wichtig, relevant gemacht werden. Und wie sie auch kontrafaktisch für Unterscheidungen nutzbar bleiben, zum Beispiel vor dem Hintergrund sozialen Wandels, in dessen Folge sie ihre sozialen Gestalten ändern, dennoch aber weiter „grundlegende Unterschiede erklären“.

Die einleitenden Beispiele aus anderen Bereichen werden im Weiteren nicht verfolgt. Auf dem Umweg über diese Themen werden vielmehr erste wichtige Elemente der *Systematik* der Perspektive dieses Kurses sichtbar gemacht. Gleichzeitig soll vermieden werden, dass der eigentliche Gegenstand diese Systematik bereits beim Einstieg verdeckt, wie dies bei Geschlechterfragen häufig der Fall ist. Damit wird das Ziel des Kurses deutlich: Im Fokus steht nicht die Essenz von Unterschieden, sondern es werden die *sozialen Praktiken des Unterscheidens* herausgearbeitet. In deren Folge werden die Unterschiede erst zu dem, was sie zu Beginn bereits zu sein scheinen.

„Eine Familie, so bunt wie der Regenbogen“

Die Tänzerin Josephine Baker hatte in den 1920er Jahren einige internationale Berühmtheit erlangt. Ausgedehnte Reisen führten sie in viele Länder der Welt. Ihre Aufenthalte dort nutzte sie unter anderem auch dazu, verwaiste oder von den Eltern dafür freigegebene Kinder zu adoptieren; insgesamt waren es zwölf. Unter wechselnden Umständen bemühte die Künstlerin sich, ihnen ein förderliches und ungestörtes Aufwachsen zu ermöglichen. Auf einem Schloss in Südfrankreich bot sie den Kindern so für einige Jahre eine kleine „Welt in der Welt“ (Cramer 2006).

Erwachsen geworden, gingen die Kinder ihre Wege, die so unterschiedlich waren, wie es auch in anderen Familien mit einer derart großen Zahl von Kindern unter modernen gesellschaftlichen Verhältnissen üblich geworden ist. Als die „Kinder der Josephine Baker“ sich zu einem späteren Zeitpunkt trafen, nebeneinanderstanden und verglichen werden konnten, wurde eine entsprechende Vielfalt ihrer Lebensgeschichten sichtbar. Aus den Mitgliedern der von ihrer Gründerin so genannten „Regenbogenfamilie“ waren im Laufe ihres Lebens ganz unterschiedliche Personen geworden. Das wiederum überrascht nicht, wenn man die besonderen Hintergründe ihres Aufwachsens in Rechnung stellt. Was jedoch überraschte und zum Gegenstand weiterer Beobachtungen werden soll, war der Umstand, dass ihre jeweiligen persönlichen Besonderheiten sie als Individuen kennzeichneten, darin aber keine weitere Typik als sie wesentlich mitkonturierend durchschien. Denn aufgrund ihrer jeweiligen ethnischen Herkunft hatten sie alle eine unterschiedliche Hautfarbe.

Unterschiedliche Hautfarben stellen *körperliche* und dabei *sichtbare* Besonderheiten von Menschen dar. Anders als etwa die Haarfarbe gilt die Hautfarbe – teilweise heute noch – als wichtiger Unterschied, als eines der zentralen Merkmale zur Identifizierung und Abgrenzung von „Rassen“. ¹ Diese wiederum wurden (und werden) aber beschrieben durch eine Fülle von weiteren „typischen“ Besonderheiten wie etwa Mentalitäten und Charakterstrukturen, für die die Hautfarbe so gesehen lediglich einen „Indikator“ darstellt. Die Besonderheiten einer „Rasse“ gelten entsprechend als körperlich, biologisch verankert. Überraschend in unserem Beispiel war nun, dass diese als prägnante und nicht nebensächliche verstandenen genetischen Prägungen bei den Kindern der Josephine Baker nicht ebenso prägnant wiederzufinden waren. Aus ihnen waren keine entsprechenden, eindeutig zuzuordnenden „Typen“ geworden; sie standen nicht für wie immer geartete Besonderheiten von „Rassen“, sieht man von ihrer Hautfarbe und einigen weiteren Merkmalen der körperlichen Konstitution ab.

Wenn es aber, wie in Rassentheorien unterstellt, eine derart wirkmächtige biologische Prädisposition geben soll, warum schlug diese nicht durch? Wurde sie durch das sozialisierende Umfeld unterdrückt, etwa weil sie einfach nicht beachtet bzw. für nicht wichtig erklärt wurde? Oder aber führte, umgekehrt gesehen, der weitgehende Verzicht auf das Unterscheiden nach dem Kriterium der ethnischen und „rassischen“ Herkunft vielleicht selbst dazu, dass deren „typische“ Unterschiede als solche gar nicht erst entstanden und sich zu einer in dieser Dimension zweifelsfrei identifizierbaren Gestalt verfestigten, nämlich des „typischen Mitglieds einer ‚Rasse‘“? Wäre dann dieses Unterscheiden, konsequent bedacht, vielleicht der *Ausgangspunkt* des Prozesses, der Unterschied aber die *Folge*? Und inwiefern wäre dieser dann noch relevant – und wenn ja: für was?

„Warum hast du mir das nicht gesagt“?

Stellen wir uns vor, jemand steht in einem schriftlichen Kontakt mit einer anderen Person, die er oder sie persönlich nicht kennt; vielleicht über das Internet. Es entwickelt sich ein anregender und reizvoller Austausch, ein persönliches Interesse. Die beiden treffen sich in der Folge zum

¹ Der Begriff „Rasse“ wird durchgängig in Anführungszeichen gesetzt, um eine Abgrenzung von der darin enthaltenen Annahme, es gebe verschiedene menschliche „Rassen“, sowie von der Verwendung des Begriffs im Nationalsozialismus auszudrücken.

ersten Mal und sehen dann, dass ihr Gegenüber eine andere Hautfarbe hat. In diesem Moment entsteht der oben erwähnte Fall als Test: Was mag wohl in ihren Köpfen vorgehen? Sind sie überrascht, „es“ nicht zuvor bemerkt zu haben? Denken sie vielleicht darüber nach, warum sie oder er das nicht erwähnt hat? Sind sie eventuell sogar gekränkt darüber? Und: Hätte sie oder er das sagen *müssen*? In diesen Fällen würde eine – zunächst einmal äußere und noch nicht gewichtete – Verschiedenheit für sie von Bedeutung. Sie würde von ihnen relevant gemacht und strahlte damit auf die Wahrnehmung des Gegenübers aus. Sie begannen zu unterscheiden: „Er bzw. sie ist anders“, auch wenn sich das bislang nicht zum Ausdruck brachte und zudem keineswegs notwendig negativ bewertet sein muss. Die neu eingeführte Unterscheidung fließt als schwer zu ignorierende Konnotation in ihren Kontakt, ihre weiteren Interaktionen ein. Unter Umständen führt sie in der Folge sogar zu einer Re-Interpretation des bisherigen Austausches, etwa in der „Feststellung“, das wichtige Merkmal sei strategisch gezielt verborgen worden (Goffman 2001). Die Praxis des Unterscheidens würde in der Folge aus einer Verschiedenheit einen Unterschied machen und diesen unter Umständen zunehmend unterfüttern und verfestigen.

Das muss allerdings nicht zwangsläufig so sein. Die Beteiligten sind nicht entsprechend determiniert, zu solchen Reaktionen gezwungen. Vielmehr tritt neben ihre im Grundsatz autonome Entscheidung der soziale Kontext, in dem sie leben, und der ihren Umgang mit einer Situation wie der beschriebenen maßgeblich beeinflusst.

„Sind Sie katholisch?“

Vor nicht allzu langer Zeit war es in katholisch geprägten Gegenden im Verlauf der Anbahnung einer Partnerschaft wichtig, möglichst bald die Frage der Konfessionszugehörigkeit zu klären. Unter anderem galt es, „Mischehen“ zu vermeiden. Nur so konnte der weitere Weg der Etablierung einer Paarbeziehung störungsfrei gegangen und die Hürde der kirchlichen Trauung als legalisierende Statuspassage genommen werden. Die Konfessionszugehörigkeit diente im Alltag zur mehr oder weniger ernsthaft gemeinten Markierung von Grenzen. „Evangelische Ratten, in Zucker gebacken, mit Honig beschmiert, zum Teufel geführt“, skandierten etwa Kinder einer katholischen Volksschule zur Provokation der evangelischen Kinder auf dem angrenzenden Schulhof – was verboten war und sanktioniert wurde. Zugleich waren mit der Feststellung des Bekenntnisses potenziell weitreichende Zuschreibungen verbunden. Man „kennt sie“, die „(„streng“) Katholischen“, die „(„frömmelnden“) Pietisten“ und derlei Typen mehr.

Nicht alle Paare ließen sich allerdings davon abschrecken. Für sie waren die unterstellten tief greifenden Differenzen im konkreten Kontakt nicht oder nicht immer und eindeutig festzustellen, schienen oft allenfalls arbiträr und überlagert von wichtigeren Dingen. Dass der kirchliche Ort der Taufe nicht notwendig eine für die Paarbeziehung essenzielle Differenz konstituiert, war erfahrungsnah zu überprüfen. Entsprechend modifizierte Umgangsweisen („Toleranz“) waren Teil einer gesellschaftlichen Veränderung, eines Wandels, in dessen Folge in vielen gesellschaftlichen Bereichen die Konfession als Merkmal der Person nicht weiter als ausschlaggebend betrachtet wurde. Es vollzog sich eine Herabstufung seiner Relevanz, eine „Entdramatisierung“: „Hauptsache, sie heiraten überhaupt noch“, bis hin zu einer vollständigen Neutralisierung als Kennzeichnung, „wirklich überhaupt nicht wichtig“ zu sein, sowie entsprechenden Umgangsweisen.

Ein solcher Prozess hat, wie wir wissen, für die Hautfarbe nicht stattgefunden bzw. falls doch, in einem weitaus geringeren Maße. Daher bleibt für diese die Frage aktuell, ob es sich bei ihr nicht doch um das Kennzeichen eines wichtigen, vielleicht essenziellen Unterschieds handelt. Immerhin stellt sie, anders als die Religionszugehörigkeit, ein *körperliches* Merkmal dar. Beim Versuch einer Antwort darauf treten aber weitere nicht zu übergehende Schwierigkeiten auf. Was etwa folgt daraus, wenn die Trägerinnen und Träger des gleichen Merkmals auf anderen Ebenen recht verschieden voneinander sind, zugleich aber große Ähnlichkeiten mit Menschen anderer Hautfarbe aufweisen, vielleicht gar derjenigen des Betrachters oder der Betrachterin?

„Schwarz sein in Bayern“

In der Nachkriegs- und damit Besatzungszeit in Deutschland ergaben sich in nennenswertem Ausmaß intime Beziehungen zwischen Soldaten der Besatzungstruppen und einheimischen Frauen. Ein Teil der Kinder trug daher die – „andere“ – Hautfarbe eines entsprechenden Vaters.² Wuchsen sie – auch oder allein – bei der Mutter auf, waren sie in wichtigen Punkten in einer ähnlichen Situation wie die eingangs erwähnten „Kinder der Josephine Baker“: Sie lebten in einer – zumindest gemessen an ihrer Hautfarbe – „anderen“ Welt. Bei vielen von ihnen erschien der körperlich bestimmte Unterschied deshalb in einer gleichsam gebrochenen Form. Sie bildeten in der Folge neue, bislang unbekannte „Typen“, etwa denjenigen „schwarzer Kinder mit akzentfreiem bayrischen Idiom und Vorliebe für die regionale Küche“.

Der Einfluss des sozialen Umfelds, in dem sie heranwuchsen, ging dabei weit über Äußerlichkeiten hinaus. Entsprechend wurde sichtbar, dass sie sich zum einen vom Typus des Afrikaners als der unterstellten „Normalform“ des „Schwarzen“ unterschieden, zum anderen in wichtigen ihrer Züge derjenigen zum Beispiel des Bayern sehr nahekamen und viele der diesen zugerechneten Besonderheiten aufwiesen. Aufgrund des sichtbaren Merkmals ihrer Hautfarbe hatten sie es aber äußerst schwer, als solche anerkannt zu werden. So litten sie in vielen Situationen unter Zuschreibungen und typisierten Erwartungen, die aufgrund ihrer Hautfarbe an sie gerichtet wurden. Zum Beispiel wurde ihnen etwa unterstellt, „wie alle Schwarzen“ besonders gut und besonders gern zu tanzen. Traf dies wie bei vielen Bayerinnen und Bayern auch bei ihnen nicht zu, konnte dies Verwunderung auslösen: Eine Eigenschaft, für deren Vorhandensein die dunklere Hautfarbe als Indikator galt, war nicht vorhanden und dies verlangte nach Gründen. Gegen alle Evidenzen wurde damit die Wahrnehmung einer konkreten Person gefiltert durch ein auf die unterstellten Charakteristika einer „Rasse“ bezogenes Stereotyp. Nicht, wie im Falle der Religionszugehörigkeit, dieses selbst, sondern die *Abweichung* von ihm wurde befragt.

„Wir sind ein Volk!“?

Die Betonung des Unterschieds und die Ausblendung des Gemeinsamen müssen dabei keinen im Körperlichen liegenden Bezugspunkt haben. Trotz langjähriger gemeinsamer Geschichte und vieler weiterer Verbindungen entdeckten nach der Wende viele Deutsche auf beiden Seiten der früheren Grenze eher eine Differenz zwischen sich und „denen von drüben“, als dass sie eine – im übertragenen Sinne – Verwandtschaft bestätigt sahen. Und auch wenn die den meisten zu-

² Sowohl in der US-amerikanischen als auch in der britischen und französischen Armee gab es schwarze Soldaten.

gängliche Primärerfahrung des Familientreffens veranschaulicht, dass und wie gerade Verwandte dazu neigen, sich trotz aller Ähnlichkeit tief voneinander abzugrenzen, kennzeichnete die Typologie des „Ossis“ und „Wessis“ in vielen Bereichen und für einige Zeit geradezu Wesenseigenheiten: Sie ging von der Unterstellung des Tatbestandes kaum überbrückbarer, essenzieller Differenzen aus.

Während der Nachwendezeit ließ sich mithin anschaulich beobachten, wie sich solche weitreichenden Konstruktionen als Rahmungen der Wahrnehmung und des Handelns etablieren und verfestigen, wie sie funktionieren und welche Folgen sie haben. Im Ergebnis blieben Typisierungen, denen das gegenständlich Greifbare weitgehend abhandengekommen war. Ein Großteil der zugeschriebenen Merkmale ließ sich ohne Weiteres und durchaus verbreitet auch „auf der anderen Seite“ finden oder verschwand „wie von selbst“ in neuen sozialen Rahmen. Zugespielt ließ sich damit konstatieren, dass die Essenz des Unterschiedes wohl weniger in seinen jeweiligen Gehalten als in der Praxis der Typisierung als solcher liegen müsse, einer auch affektbasierten Konstruktion von Differenzstereotypen. Ganz gleich, worum es geht, es ist „halt typisch Ost/West“ bzw. lässt sich bei Bedarf dazu machen (Robert 1997).

„Wann ist ein Mann ein Mann?“

Viele dieser an anderen Beispielen entwickelten Perspektiven und Argumente können wir ebenfalls mit Gewinn nutzen und fruchtbar machen, wenn wir darüber nachdenken, was in unserer Gesellschaft die Geschlechtlichkeit, die *Kategorie des Geschlechts* ausmacht und bezeichnet. So bezieht sie sich zunächst, zumindest dem Anschein nach eindeutig, auf biologische Tatbestände, die zudem zumeist sichtbar sind. Aus diesen werden Schlussfolgerungen abgeleitet, die weitere Wahrnehmungen und soziales Handeln beeinflussen. Sie führen zu meist nicht reflektierten, iterativen (wiederholenden) Praktiken des Unterscheidens oder auch des Sichtbarmachens, des Symbolisierens der Differenz, zum Beispiel in der Kleidung.

Auf diese Weise kann die ursprüngliche Verschiedenheit von Körpermerkmalen in ihrer Relevanz heraufgestuft, zu einem Unterschied, zu Ungleichheit werden, die weitere Unterscheidungen rechtfertigt. Ein Zirkel entsteht, an dessen Ende das Ergebnis der Unterscheidungen als deren Ausgangspunkt erscheint und so verfestigt wird. Aus Bildern werden Stereotypen, aus Gewohnheiten Erwartungen. Normalformen sozialen Handelns entstehen, die als Institutionalisierungen der Unterscheidung Strukturen setzen: Wie zum Beispiel durch die Trennung der „Rassen“ in Systemen der Apartheid bilden sich feste Grenzen, die im Alltag verankert werden und, oftmals mit elaborierten Begründungen versehen, als natürliche erscheinen. Denn getrennt wird doch nach den Kriterien der Natur: „Frauen gehören – „natürlich(!)“ – nicht an eine Universität“.

Wie schon die „Entdramatisierung der Konfession“ zeigt auch dieses Beispiel dabei zugleich die Möglichkeit sozialen Wandels an. Die Zahlen wie die Erfolge von Frauen im System der Wissenschaften lassen, so sollte man erwarten, die naturalisierenden Begründungen ihres früheren Ausschlusses in sich zusammenfallen. Doch so einfach ist es auch weiterhin nicht. Denn trotz allen Wandels und damit unberührt von der Entleerung der Gehalte vieler Stereotypen bleibt der Typus als solcher bestehen. Dieser markiert auch weiterhin zunächst die Differenz, hat weitreichende Folgen und gilt – denken wir auch an die Situation schwarzer Deutscher – auch heute oft und noch und „letztlich“ als Natur.

Worum es also geht

Genau darum geht es aber in diesem Kurs: Wir zeichnen nach, wie kleine Unterschiede durch die Praktiken des Unterscheidens große Folgen (Schwarzer 1975) zeitigen. Wir arbeiten heraus, wie diese Unterscheidungen symbolisch und handlungspraktisch folgenreiche Deutungen von Geschlecht konstituieren, aufrechterhalten und immer wieder neu (und durchaus wandelbar) strukturieren.³ Wie Routinen, Institutionalisierungen, soziale Strukturen und soziale Ungleichheit aus diesen entstehen und zurückwirken auf soziales Handeln. Wie Interaktionen entsprechend gerahmt und bestimmt werden, aber auch selbst ein konstituierendes Medium von Konstruktionsprozessen sind.

Bevor wir dies im Einzelnen erläutern, sind zunächst jedoch einige Grundlagen zu klären und manche Systematisierungen vorzunehmen.

1.2 Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit

Soziale Differenzierungen nach dem Kriterium des Geschlechts sind gesellschaftlich allgegenwärtig, ihre Bedeutungen aber sind variabel. Das zeigen nicht nur Blicke in die Geschichte oder interkulturelle Vergleiche, sondern auch die Betrachtung aktueller (inner-)gesellschaftlicher Konstellationen verdeutlicht die Relevanz der Geschlechterdifferenzierung. Diese hat etwa im Kontext der katholischen Kirche einen anderen Stellenwert und auch andere Folgen als im bundesdeutschen Parlament: In der katholischen Kirche wird die naturgegebene und gottgewollte Unterschiedlichkeit der Geschlechter betont und daraus unter anderem die Folgerung gezogen, Frauen aus dem Priesteramt auszuschließen. Die katholische Kirche verfügt dazu über eine elaborierte, zugleich biologisch wie transzendental begründete Theorie des Unterschieds und eine Praxis des Unterscheidens. Im Bundestag hingegen wird vor dem Hintergrund einer vernunftrechtlich begründeten Verfassung die Gleichheit der Geschlechter festgestellt und nach gesetzlichen Wegen gesucht, die Präsenz von Frauen in Politik und Öffentlichkeit anzugleichen, also konkret: zu erhöhen. Im ersten Kontext entsteht eine soziale Bewegung „Kirche von unten“, die unter anderem ein Mehr an Gleichheit der Geschlechter einfordert, im zweiten macht

³ In den einführenden Beispielen ist es schon angeklungen: „Geschlecht“ ist längst nicht die einzige Kategorie, nach der Menschen differenziert und in der Gesellschaft positioniert werden. Andere „Kategorien sozialer Ungleichheit“ sind Klasse und Milieu, Ethnizität und Migrationsstatus, Alter, Sexualität, körperliche Konstitution etc. Im Prinzip wäre jede dieser Kategorien als „Beispiel“ für diesen Kurs geeignet, denn alle Kategorien sind für jeden und jede relevant. Hinzu kommt, dass all diese Kategorien nicht nur für sich stehen und wirken, sondern dass durch ihr Zusammenwirken zusätzlich ganz spezifische Ungleichheiten entstehen. Frauen werden aus dieser Perspektive nicht nur anders positioniert als Männer, sondern deutsche Frauen auch anders als ausländische, lesbische ausländische Frauen anders als lesbische deutsche usw. Die Sozialwissenschaften bezeichnen dies mit dem Begriff „Intersektionalität“ (von engl. *intersection* = Kreuzung), denn es geht um die *Kreuzungspunkte* mehrerer Ungleichheitsdimensionen (einen Überblick über die Intersektionalitätsdebatte bietet Lenz 2010). Im Prinzip wäre demnach auf eben diese intersektionalen Prozesse zu blicken, statt eine Kategorie isoliert zu betrachten. Wir haben uns angesichts der notwendigen Fokussierung dieses Kurses aus zwei Gründen dennoch zu letzterem entschieden: Erstens besitzt die Kategorie „Geschlecht“ den soziologisch-didaktischen Reiz, gemeinhin als „natürlich gegeben“ angesehen zu sein, was das Nachdenken darüber besonders spannend macht. Zweitens sind die Differenzierungen der Kategorie „Geschlecht“ im hier interessierenden Feld der Erwerbsarbeit hinreichend breit erforscht, um illustrierend auf ganz verschiedene Untersuchungen zurückgreifen zu können.

die zunehmende Präsenz von Frauen einen offenen Wettbewerb um die (wenigen) Macht- und Führungspositionen zwischen Männern und Frauen erst möglich. Mit der und über die Konkurrenz werden geschlechterdifferenzierende Mechanismen und Praktiken auf neuer Stufe sichtbar.

Die historischen Hintergründe für diese aktuell verstärkt zu beobachtende *Gleichzeitigkeit von Differenz und Gleichheit* im gesellschaftlichen Geschehen der westlichen Industrienationen sind vielfältig. Einerseits wurden mit dem Übergang von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft im 18. Jahrhundert immer mehr Bereiche gesellschaftlichen Lebens in Bezug auf die „natürlichen Unterschiede“ der Geschlechter organisiert und konstituiert. Prägnantester Ausdruck dafür ist die systematische Trennung von Familie und Erwerbsarbeit. Andererseits haben sich parallel dazu in der Folge der Aufklärung auf Universalisierung angelegte normative Orientierungen – Gleichheitspostulate – verbreitet, die eben diese Differenzbildung infrage stell(t)en und die daraus resultierende „Geschlechterordnung“ de-legitimier(t)en.

Die Parallelität dieser zutiefst widersprüchlichen Entwicklungen führt zu Ungleichzeitigkeiten nicht zuletzt im Hinblick auf die von uns in den Blick genommenen Strukturierungsebenen von Interaktion und Institution. Institutionelle Strukturen sind ja gerade durch ihre Dauerhaftigkeit und immanenten Trägheitsmomente gekennzeichnet; in Interaktionen dagegen werden situative Logiken relevant, die nicht in institutionellen Vorgaben aufgehen und die Handlungsspielräume sichtbar machen. Die vielfach konstatierten „*gender troubles*“ resultieren aus eben diesen Entwicklungen; sie sind „eigentlich“ kein Problem, sondern sie zeigen an, dass sich institutionelle Strukturen und Handlungsmodi überlebt haben und nach neuen Wegen gesucht wird – nach Wegen, für die (noch) keine oder doch zu wenig Modelle bereitstehen.

1.3 Der Mechanismus der Naturalisierung

Das sich mit der Industrialisierung entfaltende und durch Gleichheitspostulate infrage gestellte „Arrangement der Geschlechter“ basiert im Kern auf der „Naturalisierung“ der Geschlechterdifferenz, also der Annahme, dass alle Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der „Natur“ bzw. modern gesprochen: in der Biologie begründet sind. Mit der Naturalisierung werden zwei sich ausschließende Geschlechterklassen gesetzt, denen Eigenschaften, Fähigkeiten, Ausdrucksformen und vieles Weitere mehr zugeordnet werden. Erving Goffman hat eine solche Denkweise bereits in den 1970er Jahren als „Eimermodell“ kritisiert. Mit der Aufteilung in zwei Geschlechterklassen sei die Existenz einer Personenkategorie angedeutet, die im Grunde durch biologische Aspekte definiert wird und auch so *definierbar* ist. „Haben wir uns erst einmal auf die Definition einer Klasse von Personen geeinigt, in unserem Fall auf die des Geschlechts, dann erscheint uns leicht jedes passende Etikett, das wir ihren Mitgliedern anheften – in unserem Fall „Männer“, „Frauen“, „männlich“, „weiblich“, „er“, „sie“ – zur Charakterisierung, Symbolisierung und erschöpfenden Abbildung dieser Klasse angemessen. So erklärt man eine Eigenschaft zum Eimer, in den die anderen Eigenschaften lediglich hineingeleert werden.“ (Goffman 1994, 112f). Dieser Vorgang der Naturalisierung erstreckt sich jedoch nicht allein auf Menschen; auch Objek-

ten, Räumen, Territorien, Tätigkeiten, Berufen und vielem anderen mehr wird ein Geschlecht zugeschrieben, sie werden *vergeschlechtlicht*.⁴

Die Kritik an Konzepten, die die Kategorie Geschlecht als einen solchen „Eimer“ oder auch als Bündel vergleichsweise statischer Eigenschaften, Fähigkeiten und Verhaltensweisen verstanden, führte zu der Frage, *wie* es denn zu der sozial so folgenreichen Unterscheidung von „weiblich“ und „männlich“ kommt. „Eigentlich“ ist ein solches zweigeschlechtliches Klassifikationssystem sozial gesehen sehr voraussetzungsvoll und unwahrscheinlich, müssen doch tagtäglich Brüche, Ungereimtheiten und „Ausnahmen“ in ein äußerst unterkomplexes Modell integriert werden. In verschiedenen darauf bezogenen kritischen Theoretisierungen wird daher immer wieder darauf hingewiesen, dass weibliche und männliche Verhaltensweisen und Eigenschaftszuweisungen „fiktiv“ sind. Das bedeutet, dass in der alltäglichen Praxis Personen nicht dem einen oder anderen Geschlecht zugewiesen werden, wenn sie die entsprechenden Eigenschaften und Verhaltensweisen unter Beweis gestellt haben, sondern dass *umgekehrt* ihnen diese Eigenschaften vorab unterstellt werden und ihr Verhalten dann nach Maßgabe ihrer Geschlechtszugehörigkeit bewertet wird. Insofern gibt es kein „einfaches“, objektivierbares Verhalten einer Person in sozialen Situationen, vielmehr bilden Verhalten, Bewertung und Reaktion darauf eine untrennbare Einheit. In dem Maße aber, in dem wir die „dichotome Optik“ (Hagemann-White 1988) erwerben, sind wir zugleich auch von ihr erfasst: In einer Welt, in der die Polarisierung von zwei Geschlechtern allgegenwärtig ist, gibt es keine Chance für eine Selbstverortung jenseits der Geschlechtskategorien. Wohin wir auch kommen, in welche Situation wir uns auch begeben, wir sehen stets nur Frauen und Männer, Mädchen und Jungen – und wir stellen uns selbst in einen Bezug dazu.

Die dennoch auftretenden Brüche, Ungereimtheiten und Ausnahmen werden vor allem in den vielfältigen Formen und Versuchen des Unterlaufens der strikten zweigeschlechtlichen Differenzierung sichtbar, beispielsweise in den so unterschiedlichen Phänomenen des Cross-Dressing, des Transvestismus oder der Transsexualität. Dennoch stellen diese die Zweigeschlechtlichkeit nicht infrage. Im Gegenteil: Die verschiedenen Formen des Unterlaufens weisen vielmehr darauf hin, dass auch diese „verkehrten Welten“ an die zweigeschlechtlich strukturierte soziale Welt gebunden sind, ja, durch sie hervorgebracht werden.⁵ Vor diesem Hintergrund hat Garfinkel (1967) von der Zweigeschlechtlichkeit als einem „moralischen Tatbestand“ (eben keinem „natürlichen“) gesprochen, einem „institutionalized moral fact“, über den alles, was von dem strikt zweigeschlechtlichen Modell abweicht, zu etwas „abnormalem“, „pathologischem“ oder eben „unnatürlichem“ gemacht wird.

Die Geschlechterdifferenzierung als ein „moralisches Faktum“ zu betrachten, ist ein wesentlicher Ausgangspunkt der Perspektive einer *sozialen Konstruktion von Geschlecht*. In dieser geht es vor allem darum, die vielfach, zum Beispiel auch in der Unterscheidung von „Sex“ und „Gender“,

⁴ Der Begriff „vergeschlechtlicht“ wird als Übersetzung des englischen Begriffs „gendered“ verwendet. Er impliziert, dass die damit prädierten Dinge nicht *an sich* geschlechtlich, etwa männlich oder weiblich, sind, sondern dass sie erst in einem Konstruktionsprozess dazu *gemacht* werden.

⁵ Neuere Phänomene wie die (Selbst-)Bezeichnung von Personen mit dem Begriff „Genderqueer“ oder Bestrebungen einer „gender-neutralen“ Kindererziehung gehen über diese Verkehrung hinaus und stellen die Zweigeschlechtlichkeit grundsätzlich infrage, indem sie die Verortung auf einer der beiden Seiten ablehnen.

unzulässig vereinfachende Entgegenstellung von „Natur“ und „Kultur und Gesellschaft“ zurückzuweisen. Der konstruktionstheoretische Ansatz insistiert vielmehr darauf, dass eine solche kategoriale Scheidung deren Verhältnis nicht angemessen erfasst, es eine derartige Trennlinie zwischen „Natur“ und „Kultur und Gesellschaft“ nicht geben *kann*. Die Relation muss vielmehr *reflexiv* gedacht werden; denn was wir als „Natur“ wahrnehmen, bestimmen oder sogar messen, ist ohne Zweifel durch die Denkweisen und Denkwelten von Kulturen vorstrukturiert. In diesem Sinne hat auch die Naturwissenschaft keinen unmittelbaren Zugriff auf ihren Gegenstand, hat zum Beispiel die Biologie keinen unvoreingenommenen, sozial unverstellten Blick etwa auf „den Körper“. Vielmehr ist auch sie in ihrer Wahrnehmung geprägt durch Konstrukte und Modelle, die wiederum nachweislich auch durch das jeweils zeitgenössische Alltagswissen zum Beispiel zur Geschlechterdifferenz beeinflusst sind (Studien dazu im Überblick: Wetterer 2010).

1.4 Begriffliche Klärungen

Wenn wir vor dem so skizzierten Hintergrund „Geschlecht“ *nicht* als ein Merkmal von Personen ansehen (können), sondern vielmehr als Ergebnis einer Differenzierung, die sozial erst hervorgebracht werden muss, um Wirksamkeit zu entfalten, dann reicht das oben genannte „Eimermodell“ des Hineinfüllens von Eigenschaften und Haltungen in eine vordefinierte Klasse von Personen (Frauen, Männer) ersichtlich nicht aus. „Geschlecht“ erscheint in der von uns zu entwickelnden Sichtweise vielmehr als ein Ergebnis mehrschichtiger und aufeinander verweisender sozialer Prozesse. Es wird dabei zu einer (im Sinne des Wortes) *basalen*, das Soziale spezifisch dimensionierenden Kategorie. Als solche ist sie im gleichen Maße nicht nur Ergebnis, sondern zugleich auch Ausgangspunkt und Medium der kontinuierlichen Vorgänge ihrer Herstellung und Konstitution. Dies lässt sich verstehen als ein Wirkungszirkel.

Das Sprechen von der „sozialen Konstruktion“ von Geschlecht markiert deutlich eine Differenz zum Alltagsdenken, in dem „Geschlecht“ häufig als selbstverständlich, als einfach und unmittelbar gegeben und als mehr oder weniger eindeutig bestimmt verstanden wird. Wie lässt sich diese sozialkonstruktivistische Perspektive herleiten?

Die hier vorgestellte Sichtweise rekurriert nicht zuletzt auf ein Menschenbild, das vor allem von Autoren der sogenannten philosophischen Anthropologie begründet wurde (im Überblick: Matlik 1996). In diesen Arbeiten werden einige wichtige Besonderheiten des Menschen als Gattung hervorgehoben. So ist dieser, anders als die anderen empirischen Lebewesen, nicht auf eine spezifische Umwelt festgelegt. Instinktapparat und darauf bezogene Verhaltensschemata sind im Vergleich zu diesen nur gering ausgeprägt. Antriebe stellen sich als ungerichtet und diffus dar; die Wahrnehmung ist als nicht an bestimmte Objekte gebundene offen und auch die Motorik ist nicht genetisch vererbt, sondern muss weitgehend erst erworben werden. Der bei Tieren biologisch stark präformierte Zusammenhang zwischen Antrieb, Wahrnehmung und Verhalten(-smustern) ist beim Menschen in dieser Weise nicht gegeben bzw. nicht spezifisch fixiert.⁶

⁶ Grundlegend dafür sind die Arbeiten von Plessner (1928), Gehlen (1961) und in zusammenfassender Argumentation Honneth/Joas (1980).

Dieser Umstand kann als Offenheit wie als Defizit, etwa als Mangel an Ausstattung und Unterstrukturiertheit verstanden werden. In jedem Fall verweist er auf die Chance wie die Notwendigkeit, vielfältige und mehrschichtige Strukturbildungen zu realisieren. Antriebspotenziale, Gefühle, Wahrnehmung, Orientierung und Handeln bedürfen beim Menschen einer Formung und Stützung. Und diese vollzieht und findet sich in einer spezifisch ausgeprägten Dimension: derjenigen des Sozialen. In diesem Sinne spricht etwa Helmuth Plessner (1928) Prozesse der Sozialisation an als „zweite soziokulturelle Geburt“. Der Mensch ist anthropologisch gesehen unverzichtbar verwiesen auf Sozialität (so vor allem Mead 1934). Arnold Gehlen (1961) hat dies in die Formulierung gebracht, im Falle des Menschen seien „Natur“ und „Kultur“ „gleich ursprünglich“. Neben die biologischen Anpassungsmechanismen der Tiere treten beim Menschen solche, die auf soziokultureller Formenbildung basieren. Erst hier entsteht der Mensch, nur in diesem Modus ist er lebensfähig.

Ein Blick in die Ergebnisse ethnologischer Forschungen zeigt dabei, dass die empirischen Möglichkeiten der Menschwerdung hochgradig variabel sind. Dies veranschaulichen nicht zuletzt die zahlreichen und heterogenen menschlichen Kulturen: Die Formungsnotwendigkeit bildet zugleich die Chance für Vielfalt. Damit aber gibt es keinen guten Grund für die Annahme, dass die gemeinten Prozesse durch biologische Merkmale und Vorgaben in einer Weise vorherbestimmt oder determiniert sind, die ihre grundsätzliche Offenheit konterkarieren. Und eben dies gilt auch für die Dimensionen des Geschlechts, selbst wenn die „offenkundige“ Biologie und die gesellschaftlichen (!) Selbstverständlichkeiten des sexuellen Dimorphismus⁷ dies zu widerlegen scheinen.

Um nun diese Prozesse, in denen Menschen überhaupt erst und immer wieder zu Frauen und Männern werden, präziser untersuchen und reflektieren zu können, müssen wir das, was bislang sehr allgemein als „Kultur“ und „Gesellschaft“ benannt wurde, analytisch weiter aufgliedern. In der hier eingenommenen Perspektive der sozialen Konstruktion geschieht diese Differenzierung in Bezug auf die Ebenen der Interaktion und der Institution.⁸ Diese Begriffe gilt es daher zunächst zu klären.

„*Interaktion*“ stellt den kleinsten Baustein des Sozialen dar, bildhaft gesprochen seine molekulare Einheit (Molekül = die kleinste Einheit einer chemischen Verbindung). In einer Minimaldefinition ist die Grundlage von Interaktion bestimmt durch Anwesenheit und wechselseitige Wahrnehmbarkeit: „Soziale Interaktion im engeren Sinne geschieht einzig in sozialen Situationen, d.h. in Umwelten, in denen zwei oder mehr Individuen körperlich anwesend sind, und zwar so, dass sie aufeinander reagieren können“ (Goffman 1994, 55).⁹ Wenn diese Reaktionen nicht, wie bei Tieren, genetisch weitgehend vorgeformt sind, liegt in der Situation ein *Überschuss an Möglichkeiten* vor, der nach Abstimmung verlangt. Da alle Beteiligten im Prinzip „so“, aber auch „anders“ handeln können, lässt sich ihr Handeln nicht ohne Weiteres erwarten; es entsteht das

⁷ „Sexueller Dimorphismus“ heißt in der Biologie, dass für die Fortpflanzung zwei Geschlechter notwendig sind, womit vor allem der Vorteil genetischer Vielfalt verbunden ist.

⁸ Damit ist eine grundlegende Entscheidung für eine Theorierichtung verbunden, nämlich diejenige einer interaktionstheoretisch begründeten Wissenssoziologie.

⁹ Telefonieren, Chatten und andere Formen direkter, aber technisch vermittelter Kommunikation stellen abgeleitete und eingeschränkte Varianten dieses ursprünglichen Phänomens dar.

Grundproblem „doppelter Kontingenz“ (Kontingenz = Möglichkeit und gleichzeitige Nichtnotwendigkeit). Diese aber zeigt die grundsätzliche Offenheit sozialer Situationen ebenso an, wie sie auf die Notwendigkeit praktischer und kommunikativer Lösungen verweist, etwa als „Aushandlung einer Situationsdefinition“. Die Beteiligten verständigen sich unterschiedlich explizit auf einen Situationstypus und die Handlungsmöglichkeiten, die in diesem angelegt sind, bzw. entwickeln einen solchen neu. Interaktion in diesem Sinne ist damit nicht einfach ein Medium, in dem gleichsam vorsozial gedachte oder sozial bereits vollständig geprägte Personen (etwa als „Frauen“ oder als „Männer“) handeln, sondern sie stellt einen *formenden* Prozess eigener Art dar.

Mit diesem formenden Prozess der Interaktion werden dabei aber Vorgaben und Rahmungen aufgerufen, die der soziale Ort und kulturelle Kontext der Beteiligten mehr oder weniger nachdrücklich nahelegen. In der Notwendigkeit zur „Definition der Situation“, welche oft eine kategoriale und individuelle Identifikation der Interaktionsteilnehmer impliziert, wird so nicht zuletzt die Geschlechtszugehörigkeit der Beteiligten konstatiert. Diese „Feststellung“ legt eine bestimmte Verhaltensreaktion zwar nicht fest, bestimmt aber einen Rahmen, der die Möglichkeiten zur Konkretisierung und zu weiteren Aushandlungen begrenzt. In diesem *doppelten* Sinne – bestimmt durch soziale Rahmen als Vorgaben des Handelns sowie durch Kontingenz als Möglichkeit zu Neuem – stellt Interaktion daher eine *eigenständige, nicht ableitbare Analyseebene* auch für die Geschlechterforschung dar.

Ethnomethodologisch-sozialkonstruktivistische Ansätze haben dies auf den Begriff gebracht und das Konzept des „Doing Gender“ in den Forschungsdiskurs eingeführt.¹⁰ Geschlecht wird dabei wie beschrieben als Prozess alltäglicher interaktiver Konstruktion betrachtet:

„Das Herstellen von Geschlecht (doing gender) umfasst eine gebündelte Vielfalt sozial gesteuerter Tätigkeiten auf der Ebene der Wahrnehmung, der Interaktion und der Alltagspolitik, welche bestimmte Handlungen mit der Bedeutung versehen, Ausdruck weiblicher oder männlicher ‚Natur‘ zu sein. Wenn wir das Geschlecht (gender) als eine Leistung ansehen, als ein erworbenes Merkmal des Handelns in sozialen Situationen, wendet sich unsere Aufmerksamkeit von Faktoren ab, die im Individuum verankert sind, und konzentriert sich auf interaktive und letztlich institutionelle Bereiche. In gewissem Sinne sind es die Individuen, die das Geschlecht hervorbringen. Aber es ist ein Tun, das in der sozialen Situation verankert ist und das in der virtuellen oder realen Gegenwart anderer vollzogen wird, von denen wir annehmen, dass sie sich daran orientieren. Wir betrachten das Geschlecht weniger als Eigenschaft von Individuen, sondern vielmehr als ein Element, das in sozialen Situationen entsteht: Es ist sowohl das Ergebnis wie auch die Rechtfertigung verschiedener sozialer

¹⁰ Die Protagonistinnen und Protagonisten haben den Ansatz des „Doing Gender“ in expliziter Abgrenzung bzw. als Weiterdenken der zuvor entwickelten Unterscheidung von *sex* und *gender* formuliert. Mit dieser wurde davon ausgegangen, dass Geschlecht als eine natürliche Grundlage (*sex*) vorliegt, die jedoch sozial-kulturell überformt wird (*gender*): „Every society has a sex/gender system – a set of arrangements by which the biological raw material of human sex is shaped by human, social intervention and satisfied in a conventional manner“ (Rubin 1975, 165). „Doing Gender“ impliziert nun eine Kritik an dem Voraussetzen „natürlicher“ Grundlagen und versteht dies umgekehrt als (kulturell-gesellschaftliche) „Naturalisierung“ (Gildemeister 2010).

Arrangements sowie ein Mittel, eine der grundlegenden Teilungen der Gesellschaft zu legitimieren“ (West & Zimmerman 1987, 14; Übersetzung zit. n. Gildemeister & Wetterer 1992, 237).

Entsprechend sind die in diesem Kurs interessierenden Geschlechterdifferenzierungen nicht auf eine irgendwie geartete Geschlechtsspezifität zurückzuführen, weshalb wir im Folgenden auch nicht von *geschlechtsspezifischen* Berufen, Arbeitsmärkten, familiären Konstellationen usw. sprechen werden, sondern von *geschlechterdifferenzierenden*. Für die Forschung ergibt sich mithin die Fragestellung, *wie* „Gesellschaftsmitglieder auf soziokulturell institutionalisierte Wissensbestände, auf kulturelle Deutungsmuster von ‚Geschlecht‘ zurückgreifen, sie situationsspezifisch anwenden und dabei reinterpreten“ (Knapp 2007, 76).

Nicht zuletzt Interaktionen verdeutlichen damit die *prinzipielle* Offenheit, die Spielräume sozialen Handelns, ebenso, wie sie auf dessen dauerhaft zu bearbeitende Störanfälligkeit verweisen. Die angesprochenen Vorgaben dienen daher als Entlastungen von dieser Offenheit und Störanfälligkeit, denn Offenheit erschwert die Ausbildung von Alltagsroutinen und selbstverständlich gehaltenen Orientierungsmustern. Der genannte wechselseitige Zwang zur Definition der Situation sowie zur Identifikation der Teilnehmer etwa nutzt verfügbare, den beteiligten Individuen *vorgängige Gehalte ihres Alltagswissens*. Diese aber sind in gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen angesiedelt, die sich nicht zuletzt in *Institutionalisierungen* zum Ausdruck bringen und sich als *Institutionen* verfestigen, also objektivieren.

Institutionen zeigen, vereinfacht gesprochen, die Art und Weise an, wie etwas in bestimmten Feldern des sozialen Lebens „normalerweise“ getan wird oder werden muss. Solche Standards und Regeln entlasten im oben genannten Sinne. In vielen gesellschaftlichen Bereichen haben sie dabei eine unverzichtbare Funktion, etwa im Straßenverkehr. In der Soziologie werden mit dem Begriff der Institution bzw. der Institutionalisierung *die regulativen Muster sozialen Handelns und menschlichen Zusammenlebens* thematisiert, die durch eine Verankerung in den Handlungsorientierungen und Sinnggebungsmustern der Gesellschaftsmitglieder gekennzeichnet sind.¹¹

In der interaktionstheoretischen Wissenssoziologie wird das Entstehen von Institutionen als die *reziproke Typisierung habitualisierter Handlungsmuster* verstanden (Berger & Luckmann 2004, 58). Verhaltensmuster werden zur – mitunter auch mit Macht durchgesetzten bzw. Spuren von Machtverhältnissen transportierenden – Gewohnheit. Sie werden als solche identifiziert und anerkannt – *typisiert* und *legitimiert* – und so verfestigt und auf Dauer gestellt. In der Folge machen diese reziprok typisierten Verhaltensmuster es möglich, dass in Bezug auf sie situativ angemessenes Handeln *zuverlässig erwartbar* werden kann; sie bieten also eine Lösung für das oben angesprochene Grundproblem der doppelten Kontingenz in Interaktionen. In diesem Prozess zeigt sich die *Doppelheit* des Institutionenverständnisses: Institutionen entstehen aus sozialem Handeln, gehen diesem aber ebenso als Orientierungshilfe und normativer Erwartungsfahrplan voraus. Dem entspricht die Unterscheidung der Begriffe der „Institutionalisierung“ als

¹¹ Ehe, Familie, Verwandtschaft oder das Recht auf Eigentum sind dafür häufig verwendete Beispiele, jedoch sind auch weniger augenfällige Regulativmuster damit angesprochen, etwa die für die Ausführung eines Kirchgangs oder Spielkasinos besuchs erforderlichen Handlungsmuster.

Prozess und der „Institution“ als (*Struktur-*)*Vorgabe*. Damit werden in ihnen einerseits die Handlungsperspektive der Beteiligten und ihre Autonomie angesprochen. Andererseits repräsentieren gerade sie die der „autonomen“ Verfügbarkeit entzogene Ebene „sozialer Struktur“. ¹²

Der Begriff der Institution verweist damit vor allem auch auf die *Konstanz sozialer Ordnung*. Institutionen stellen soziale Formungen und Formen auf Dauer. Wie dies aber geschieht und wie Institutionen sich andererseits wandeln, bezeichnet eine auch in unserem Zusammenhang wichtige Grundfrage soziologischen Denkens, stellt gerade für die Analyse der Geschlechterverhältnisse ein erklärungsbedürftiges Phänomen dar.

In institutionelle „Regulativmuster“ menschlichen Handelns sind Typisierungen und Klassifikationen von Handelnden jeweils eingelassen. Wir nehmen Akteure nicht nur als solche, sondern zugleich als jung oder alt, weiblich oder männlich, vertraut oder fremd wahr. Ordnungsmuster wie die genannten des Alters, des Geschlechts, der sozialen Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit kommen dabei „komplexitätsreduzierend“ zur Anwendung. Dies geschieht allerdings zu meist nicht unmittelbar. Institutionelle Arrangements organisieren das Wissen um jeweils angemessene und zum Teil normativ erwartete Verhaltens- und Handlungsmuster. In diesen stecken die klassifizierenden Elemente als organische Bestandteile, etwa wenn die Stimmigkeit oder Nicht-Stimmigkeit einer Situation empfunden wird. So lachen wir zum Beispiel, wenn etwas im „falschen“ Rahmen geschieht, zum Beispiel der Tramp mit dem Habitus des feinen Mannes im vornehmen Salon auftritt. Das Lachen zeigt einen Abgleich des jeweiligen Verhaltens mit „erweiterten Normalformen“ an, die etwa das Alter, die soziale Herkunft oder eben das Geschlecht ebenfalls in Rechnung stellen. Ein institutionalisiertes Handlungsmuster wird so etwa mit dem Alter der es realisierenden Person in Zusammenhang gebracht: „Dazu bist du noch zu jung!“ oder: „Bist du dafür nicht schon ein bisschen zu alt?“ Damit werden zugleich das gesellschaftliche Modell und die inhaltlichen Füllungen der unterschiedenen Altersklassen aktualisiert *und* hergestellt. Institutionen sind mithin keineswegs „neutral“. Sie initiieren vielmehr *umgekehrt* und permanent Klassifikationsprozesse, und zwar auf dem Wege der Aktualisierung der in ihnen quasi selbstverständlich enthaltenen Typologien von Akteuren und der Prüfung von Passungsverhältnissen. Erving Goffman bezeichnet dies – bezogen auf Geschlecht – als „Genderismen“.

Zugleich entwickelte er in diesem Zusammenhang das Konzept der „institutionellen Reflexivität“ (Goffman 1994, 107ff). Verstehen wir Institutionalisierungen wie oben als Resultate praktischen und kommunikativen Handelns, so beschreibt dieses Konzept eine auf den ersten Blick paradox wirkende Gleichzeitigkeit. Im Zuge der Entstehung von Modellen dafür, wie in einer Situation miteinander gehandelt werden kann und soll, was etwa normal und/oder Norm sein soll, werden zugleich Typen von Akteuren entwickelt bzw. mitkonstruiert. Diese Definitionen werden der Institution, zum Beispiel einer Familie, aber teilweise vorgelagert. Die Institution bezieht sich auf diese Typen von Akteuren als ihr „Personal“, in diesem Fall: Frauen und Männer, die hier Mütter und Väter sind. Diese scheinbar vorgelagerten Bestimmungen wirken aber auf die Konstitution der Institution selbst zurück bzw. sind dieser implizit: Familie als Institution stellt ein Regulativ

¹² Ein so gefasstes Institutionenverständnis wird von den Theorien zur Makroebene der Gesellschaft kritisiert. Aus dieser Sicht entstehen nicht alle Strukturvorgaben des Handelns aus Interaktionen, etwa das Geld, der Warentausch oder auch „Systeme“. Wir können diese Kritik hier nicht entfalten und uns mit ihr auseinandersetzen, wir wollen sie aber auch nicht verschweigen.

dar für das Zusammenleben, die Kooperation und Kommunikation von Frauen und Männern als Eltern.

Erst durch diese Konstrukte wird „Familie“ selbst inhaltlich konkret, zugleich aber definiert und ordnet sie das, was Männer und Frauen „sind“. So gesehen, bezeichnet Reflexivität mehr als Selbstbezüglichkeit. Im Konzept der *institutionellen* Reflexivität ist eine „selbstbezügliche Hervorbringung“ gemeint, die – in einem reziproken Verweis – zugleich sich selbst und ihre Voraussetzungen herstellt. In „Familie“ sind spezifische Konstruktionen von Geschlecht enthalten, etwa eine auf die Geschlechter bezogene „typische“ Arbeitsteilung, die ihrerseits wiederum die Institution Familie bestimmen. Die Institutionalisierung von Geschlecht bedeutet so gesehen (auch) die Institutionalisierung von Familie und umgekehrt. Die Aktualisierung von Familie ruft entsprechende Typen ab, wie auch umgekehrt bei der Aktualisierung, der Bezugnahme auf Geschlecht, Familie konstitutiv mitklingt.

Wenn also die in den Institutionen hervorgehobenen Unterschiede der Geschlechter scheinbar nur genutzt werden, um jeweilige Handlungen stimmig zuzuordnen, so werden bei genauerem Hinsehen eben diese Unterschiede und ihre jeweiligen Bedeutungen mit den Institutionen erst hervorgebracht und konkretisiert. Diese dienen aber den Handelnden als Definitionsvorrat und Erwartungsfahrplan, an dem sie sich ausrichten, wenn sie „ihre“ Familie entwickeln. Geschlecht wird mithin so institutionalisiert, „dass es genau die Merkmale des Männlichen und Weiblichen entwickelt, welche angeblich die differente Institutionalisierung begründen“ (Kotthoff 1994, 162).

Den je eigenen Platz in einer solchen institutionalisierten Ordnung einzunehmen, heißt für die Einzelnen, sich die *ganze Ordnung* zu eigen zu machen und zugleich, sich als einen spezifischen *Teil* wahrzunehmen. Die so entstehenden Wissens- und Orientierungssysteme sind Handelnden in der Regel so selbstverständlich, dass sie keiner expliziten und systematischen Reflexion zugeführt werden. Obwohl diese Wissens- und Orientierungssysteme jedem zugänglich und seine Gehalte offensichtlich sind, nehmen die Beteiligten sie kaum noch wahr. Eben dies kennzeichnet aber ein weiteres allgemeines Moment von Institutionen und Institutionalisierung, nämlich das *Unsichtbarwerden des Offensichtlichen*. Gerade hier entfaltet sich ihre soziale Wirksamkeit (Douglas 1991, 161). Damit sowie mit dem Hinweis auf die „institutionelle Reflexivität“ wird die oben benannte Spannung zwischen der prinzipiellen Offenheit sozialen Handelns und der ebenso grundsätzlichen Notwendigkeit von Strukturbildungen und Institutionalisierungen aus einer weiteren Perspektive und nochmals neu beleuchtet. Und nicht zuletzt dieser Blickwinkel wird auch für die Analyse der Geschlechterdifferenzierung von grundlegender Bedeutung.

1.5 Wie geht es weiter?

Diese einleitenden Bemerkungen haben die Anlage des Kurses umrissen: Interaktion und Institution sind die Ebenen, auf denen wir Prozesse der Differenzierung von Geschlechtern und der Konstruktion von Geschlecht betrachten. Sie werden dabei als miteinander und ineinander verflochten verstanden, *ohne* dass ihre Relation als determinative aufgefasst wird oder werden kann. Veränderungen auf einer Ebene müssen nicht zwingend einen Wandel auf der anderen Ebene nach sich ziehen oder von ihm begleitet sein.

Thematisch könnte man mit der Analyse von Geschlechterdifferenzierungen bei der Geburt eines Menschen (oder dank pränataler Untersuchungsmethoden bereits davor) ansetzen. Spätestens mit der Information der Eltern – „Es ist ein Mädchen/Es ist ein Junge!“ – wird das Doing Gender in der individuellen Biografie in Gang gesetzt. Im Rahmen der zunächst vorrangig (kern-)familiären, später zunehmend auch außerfamiliären *Sozialisation* setzen sich diese Prozesse fort: Eltern-Kind-Turnen, Kindergarten, Grundschule, Sport- oder Musikangebote, weiterführende Schule, Cliques und anderes mehr wirken in verschiedener Weise geschlechterdifferenzierend in dem Sinne, dass in der Regel die am Anfang stehende Geschlechtszuweisung immer wieder aktualisiert, dadurch eigentlich hervorgebracht und im Ergebnis verfestigt wird. Dabei wird nicht nur das Individuum als Mädchen oder Junge, Frau oder Mann konstruiert, sondern auch die binäre Geschlechterdifferenzierung auf gesellschaftlicher Ebene (ausführlich dazu Gildemeister & Robert 2008, insb. Kap. 2-5).

In diesem Kurs nehmen wir eine andere Perspektive ein. Wir orientieren uns weniger an der Biografie als Ablauf zentraler Phasen im Lebenslauf, sondern stellen das in unserer Gesellschaft zentrale strukturierende Prinzip der Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt. Was Menschen heute tun und lassen, als welche Person sie sich selbst verstehen und verstanden wissen wollen, wie sie ihre Lebensverläufe planen, gestalten und nachträglich deuten, lässt sich ohne Bezug auf Erwerbsarbeit nicht vollständig erfassen.

Die mit Erwerbsarbeit verbundenen Institutionen bzw. institutionellen Rahmenbedingungen entfalten – individuell biografisch gesehen – früh Wirkung: Bereits die Schule, zunehmend auch der Kindergarten, ist an der für die Zukunft erwarteten Erwerbsarbeit orientiert. In diesem Kurs setzen wir an dem Punkt an, an dem junge Menschen vor der Frage der *Ausbildungs- und Berufswahl* stehen. Nicht nur ist dabei das Angebot an Unterstützung bei der Berufswahl institutionalisiert, sondern auch die Institution des Arbeitsmarktes rahmt die Entscheidungen und Handlungen der jungen Menschen in dieser Phase. Wir werden dahingehend nachvollziehen, wie Institution und Interaktion hierbei zusammenspielen und welche geschlechterdifferenzierenden Dimensionen und Folgen diese Prozesse haben. Beispielsweise wird es um die Frage gehen, warum junge Frauen andere Berufe wählen als junge Männer, warum in einigen Berufen dahingehend eine stabile historische Kontinuität besteht, während in anderen ein Wandel stattfinden konnte (Kap. 2.).

Anschließend blicken wir auf die *Organisationen im Bereich der Erwerbsarbeit*. Mit dem Beginn einer Ausbildung oder Erwerbstätigkeit treten Menschen in solche Organisationen ein und damit in neue und spezifische institutionelle Rahmenbedingungen, die die Interaktionen und das Doing Gender der Individuen mitbestimmen und sowohl auf interaktionaler wie auf struktureller Ebene geschlechterdifferenzierende Wirkung entfalten. Hier werden wir unter anderem der Frage nachgehen, wie in Organisationen Entscheidungen über Einstellung und Aufstieg von Frauen und Männern getroffen werden und wie Organisationen dazu beitragen, dass ihre Mitglieder sich als Frauen und Männer verstehen und als solche handeln (Kap. 3).

Schließlich weiten wir die Perspektive auf den Bereich von *Partnerschaft und Familie* aus und untersuchen dessen (geschlechterdifferenzierende) Wechselwirkungen mit jenen Prozessen, die in den vorherigen Kapiteln erörtert wurden. Historisch betrachtet als komplementär zur Erwerbsarbeit entstanden, ist Familie zunehmend durch engere und stärkere Verbindungslinien zu dieser geprägt. Partnerschaft und Familie bilden zwar einen eigenen institutionellen Rahmen für

die Interaktionen und das Handeln von Individuen, sind aber alles andere als unabhängig vom Bereich der Erwerbsarbeit. Entsprechend widmet sich dieser Teil der Frage, wie Haus- und Erwerbsarbeit zwischen Partnern geteilt werden, wie Kinder und Karriere familiäre Arrangements beeinflussen und wie Partnerschaften Menschen (wieder) zu Frauen und Männern „machen“ (Kap. 4).

Wir diskutieren jeweils unterschiedliche Praktiken der Differenzierung von Geschlechtern, die in der Summe allerdings wieder aufeinander verweisen. Ebenso erörtern wir die Formen und Inhalte ihrer Konstruktion. Dabei beziehen wir uns sowohl auf einige klassische als auch auf aktuelle empirische Untersuchungen und Fallstudien zu diesen Themen. Dort, wo wir auf das empirische Material dieser Studien eingehen, etwa auf Interviewauszüge oder Ausschnitte aus Beobachtungsprotokollen, geschieht dies ausschließlich zum Zweck der Veranschaulichung. Ziel ist es dabei nicht, zu einer besseren „Abbildung“ sozialer Wirklichkeit zu gelangen, sondern vielmehr die Wahrnehmung sozialer Realität im Hinblick auf die Wirkmächtigkeit der Kategorie Geschlecht zu schärfen.